

Dieter Hermann: Werte und Kriminalität. Konzeption einer allgemeinen Kriminalitätstheorie. Wiesbaden (Westdeutscher Verlag) 2003, 481 S., mit 64 Abb. u. 54 Tab., € 39,90

„Werte und Kriminalität“ ist ein beeindruckendes, ein wichtiges, in Teilen allerdings auch ärgerliches Buch. Ziel des Autors ist es, im Blick auf den „desolaten Zustand, [zu dem] die Entwicklung der Kriminalitätstheorien geführt [hat], aus einer allgemeinen soziologischen Handlungs- und Gesellschaftstheorie eine umfassende Kriminalitätstheorie abzuleiten“ (S. 18). Diese soll – auf der Grundlage von Parsons – Mikro- und Makroperspektive verknüpfen sowie statische wie dynamische Modellierungen erlauben und so bislang getrennte Forschungsfelder integrieren: Die die Erklärung von kriminellen Handeln, von Kriminalisierungsprozessen (in Abhängigkeit von Anzeigeverhalten, Ermittlungsverfahren richterlichen Entscheidungen), von kriminellen Karrieren (unter Bezug auf den Einfluss des sozialen Umfeldes und der Wirkung von Sanktionierungen), von Kriminalitätsraten und deren Änderungen (als Korrelat von gesellschaftlichem Wertewandel) sowie Strafzwecktheorien und die Präventionsforschung. Für jede Fragestellung werden die theoretischen Probleme diskutiert, Hypothesen abgeleitet und einschlägige Befunde berichtet. Darüber hinaus werden zwei eigene Studien dargestellt, die kriminelles Verhalten unter Rekurs auf individuelle Wertorientierungen, Religiosität, Normakzeptanz, Lebensstil und Moralentwicklung zu erklären suchen: eine explorative Studie mit insgesamt 94 Befragten sowie eine hypothesentestende Untersuchung mit einer Zufallsstichprobe aus den 14- bis 70-jährigen Bewohnern von Heidelberg und Freiburg mit insgesamt 2.930 Befragten. Ein ausführlicher Anhang dokumentiert die Erhebungsinstrumente (zumeist standardisierte Skalen) und – überwiegend auf der Basis von Faktorenanalysen – deren Reliabilitäts- und Validitätsüberprüfung. Die Ergebnisse werden in einem komplexen Strukturmodell dargestellt, bei dem – als unterste Ebene – sozialstrukturelle Daten (e.g. Alter, Schulbildung) Normakzeptanz und Wertorientierungen beeinflussen und diese dann – als intervenierende Variablen – Delinquenz und Delinquenzbereitschaft erklären. Kriminelles Verhalten ist operationalisiert als Häufigkeit tatsächlich begangener oder vorstellbarer Delikte wie Schwarzfahren, Drogengebrauch, Diebstahl oder Sachbeschädigung von Gegenständen im Wert unter bzw. über 50 DM, Raub, Trunkenheit am Steuer, Schlagen oder Prügeln ohne Notwehr. Delinquenzbereitschaft wird mit der Frage erhoben: „Können Sie sich vorstellen, ob Sie das unter bestimmten Umständen auch tun würden?“

Beeindruckend ist die außerordentlich informative Übersicht über den Forschungsstand in den behandelten Bereichen. Eine Fülle einschlägiger Studien wird detailliert beschrieben (Stichprobe, Verfahren, Ergebnisse) und einer (zumeist methoden-)kritischen Würdigung unterzogen. Beeindruckend ist auch die sehr sorgfältige Darstellung der Vorgehensweise bei den beiden eigenen Untersuchungen.

Wichtig ist das Buch um der Ergebnisse willen, die durch eigene Forschungen und Sekundäranalysen akribisch belegt werden. Um nur einige herauszugreifen: Entgegen weit verbreiteter Zweifel am Zusammenhang von Urteil und Handeln, erweisen

sich Normakzeptanz und Wertorientierungen als die zentralen Erklärungsvariablen für kriminelles Handeln (insbesondere für leichtere Vergehen und für die Delinquenzbereitschaft). Entgegen der Grundannahme in klassischen Rational-choice-Ansätzen, Menschen orientierten ihr Handeln primär an Kosten-Nutzen-Kalkülen, zeigt sich, dass utilitaristische Erwägungen – etwa der Blick auf Sanktionen – nur im Falle mangelnder Normakzeptanz (und auch nur bei leichteren Vergehen) überhaupt eine Rolle spielen. Entgegen ethnomethodologischen Annahmen über die soziale Konstruktion von Kriminalität, insbesondere auch durch Richter, erklären Tatschwere und vorauslaufende Straffälligkeit die verhängten Sanktionen am besten. Entgegen sozialisationstheoretischen Annahmen büßen Persönlichkeitsmerkmale im Verlaufe krimineller Karrieren an Erklärungskraft ein – aufgrund der Einbindung in abweichende Milieus und der Schwere vorauslaufend verhängter Sanktionen gewinnen kriminelle Karrieren eine Eigendynamik.

Was sind nun die Ärgernisse? Da wäre zum einen ein geradezu empiristischer Theoriefetischismus zu nennen, der Dimensionen wie Religion, Moral, Wertorientierungen – ungeachtet ihrer konzeptuellen Affinitäten, allein aufgrund der faktischen Existenz getrennter Messinstrumente – unabhängig voneinander diskutiert, sich aber trefflich eignet, des Autors rigide Dichotomisierung von qualitativen und quantitativen Verfahren zu stützen. Unter Rekurs auf Wilsons Unterscheidung optiert der Autor für das normative – im Gegensatz zum interpretativen – Paradigma und damit für die Unterstellung, Bedeutungen würden intersubjektiv geteilt und Normen früh internalisiert, und klagt dann bei jeglicher Nutzung hermeneutischer Verfahren die Übertretung eines theoretischen Reinheitsgebots ein. Damit werden nicht nur die vielfältigen Zwischenformen zwischen standardisierten Fragen- und Antwortvorgaben auf der einen und offeneren Erhebungs- und Auswertungstechniken auf der anderen Seite ignoriert, sondern – schlimmer noch – sachlogische Zusammenhänge zwischen den Merkmalen eines Phänomens oder eines theoretischen Konstrukts und den Formen ihrer Erfassung missachtet. Des Autors Diskussion von Kohlbergs Theorie ist ein Beispiel hierfür. Dessen Forderung, „die Dinge vom Standpunkt des Akteurs zu sehen“, sei mit seiner „Annahme gemeinsamer philosophischer Bedeutungskategorien [...] theoretisch inkonsistent“. Jedoch mache die Entwicklung quantitativer Skalen zur Messung der Urteilsstufe mittlerweile den Ansatz von Kohlberg „mit dem normativen Paradigma ... kompatibel“ (S. 75). Diese Darstellung missdeutet die Logik rekonstruktiver Verfahren (die die vom Subjekt je erarbeiteten Denkstrukturen zu erfassen suchen) und unterschlägt die für entwicklungslogische Ansätze konstitutive Differenz zwischen ‚wahrer Erkenntnis‘ (Piaget), und ‚Einsicht in universell gültige Moralprinzipien‘ (Kohlberg) als Bezugspunkt der Entwicklung und den von Parsons intendierten faktisch vorherrschenden Weltdeutungen oder Moralvorstellungen. Ein anderes Beispiel ist der Inkonsistenzvorwurf an solche Etikettierungsanalysen, die auch auf sozialisationstheoretische und bindungstheoretische Postulate zurückgreifen (S. 242). Paradigmenreinheit wird somit zum Selbstzweck, dem Vorrang vor einer angemessenen Problemerschließung eingeräumt wird.

Schwierigkeiten habe ich auch mit des Autors Umgang mit dem Kausalitätskonzept. So erklärt er zwar, es sei „grundsätzlich ausgeschlossen, Kausalität empirisch nachzuweisen“ (S. 118). Dies aber hält ihn keineswegs davon ab, seinen in multivariaten Modellen errechneten Ergebnissen eine kausale Deutung zu geben, wenn er etwa feststellt: „Wertorientierungen sind die wesentliche Ursache für die Akzeptanz von Strafrechtsnormen“ (S. 276). Entscheidender aber ist, dass er den Unterschied zwischen korrelationsstatistischen Analysen und der Untersuchung von Kausalmechanismen nicht einmal benennt. So etwa ließe sich der von ihm berichtete Befund eines Zusammenhang von Normakzeptanz und geringer Delinquenz auch umgekehrt lesen:

Wer sich zu Übertretungen von Regeln hat hinreißen lassen, mag deren normatives Gewicht nachträglich abwerten. Eine Analyse der Genese von Wertbindungen (etwa im bindungstheoretischen Paradigma) oder eine Erfassung der Intensität und Art der Wertbindung (etwa durch hermeneutische Interviewtechniken, die die strukturelle Verankerung von Orientierungen in der Person zu erfassen suchen) würde da weiter helfen. Ein zweites Beispiel: Der vom Autor korrelationsstatistisch gewonnene Befund einer wechselseitigen Beeinflussung der Wertorientierungen von Freunden, verdankt seine hohe Plausibilität sicherlich auch der detaillierten Nachzeichnung der interaktiven Genese abweichender Normen, wie sie in Beobachtungsstudien im interpretativen Paradigma etwa von Cohen oder Whyte geleistet wurde.

Das größte Ärgernis bildet – für mich – die Neigung zu einer Überinterpretation der Befunde. So wird (auf der Basis der – für ein modernes Moralverständnis kaum noch gültigen – Durkheim-Parsonsschen Annahme „Moral bedarf der religiösen Begründung“, S. 66) zunächst ganz allgemein die kriminalitätsdämpfende Wirkung traditionaler Werte und religiöser Bindungen behauptet. Dass dieser Befund für die verwendeten Delikte gelten mag, aber keineswegs etwa für Mord zutrifft (interkulturelle Studien weisen für traditionelle Gesellschaften deutlich höhere Mordraten nach), oder aber dass Religion nur vor der Übertretung der jeweils gesetzten Normierungen zu bewahren vermag, merkt der Autor zwar beiläufig an (vgl. etwa S. 345), ohne aber die Stoßrichtung seiner Argumentation zu relativieren. So etwa bleibt unkommentiert, dass die Variable ‚politische Toleranz‘ zwar für die erhobenen Delikte keine kriminalitätsdämpfende Wirkung zeitigt, dies aber vermutlich ganz anders aussähe, stünden fremdenfeindliche Gewalttaten zur Debatte. Ebenso bleibt unreflektiert, dass die niedrigere Deliktbereitschaft älterer, gering gebildeter und religiös gebundener Probanden in erster Linie die traditionelle inhaltliche Unterstellung reflektieren mag, von Gott gesetzte Normen genossen ausnahmslose Gültigkeit, während Jüngere gemäß einem innerweltlichen Moralverständnis sich sehr wohl Dilemmata vorzustellen vermögen, bei denen sie eine Normübertretung im Blick auf unparteilich beurteilte Schadensminimierung für moralisch rechtfertigbar erachten.

Was bleibt? Diese vorgetragenen kritischen Anmerkungen stellen nicht die zentrale These in Frage, dass in normregulierten Bereichen für das Handeln von Menschen Wertbindungen entscheidend sind und utilitaristische Kostenkalküle nur bei mangelnder Normakzeptanz ins Spiel kommen. Gerade im Kontext zeitgenössischer Debatten um einen soziobiologisch oder gehirmpysiologisch begründeten Determinismus und um das reduktionistische Menschenbild in Rational-choice-Ansätzen, ist die solide empirische Absicherung dieser These ein großes Verdienst des Autors. So ist diesem wichtigen Buch eine weite Verbreitung zu wünschen.

Gertrud Nunner-Winkler, München